

Rüdiger Nehberg

Sir Vival blickt zurück

Resümee eines extremen Lebens

MALIK

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.malik.de*



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-001278
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

ISBN 978-3-89029-374-5
© Piper Verlag GmbH, München 2010
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

Rückblick

»Wer mit 50 aufwacht und nichts tut ihm weh – der ist tot«, habe ich irgendwo gelesen. Solch tiefeschürfende Erkenntnisse können gar nicht von mir stammen. Dazu fehlt es mir an philosophischem Verstand und medizinischen Kenntnissen.

Diesem Spruch zufolge scheine ich jedenfalls zu leben. Denn mir tut einiges weh. Der Recyclingprozess gewinnt an Dynamik. Aber ich bin ja auch keine 50 mehr. Rüdiger wird inzwischen 75! Hier gern noch einmal in Buchstaben: fünfundsiebzig! Ein klarer Grund zum Feiern. Ein Grund für dieses Büchlein. Es ist ein Rückblick im Zeichen der Fragen: »Was würdest du im nächsten Leben anders machen? Was kannst du anderen unternehmenslustigen Menschen an Rat-schlägen mit auf den Weg geben?«

Fünfund-siebzig! Ein Dreivierteljahrhundert! Dabei hätte mir niemand dieses Methusalem-Alter zugetraut. Am wenigsten mein Vater. »Wenn du so weitermachst, wirst du nicht alt«, hatte er mich schon gewarnt, als ich 17 war. Damals war ich per Fahrrad nach Marokko geradelt, um Schlangenbeschwörung zu lernen. Er dachte, ich sei in Paris. Ein Freund hatte ihm jede Woche eine vorbereitete Postkarte geschickt. Ein Hoch auf wahre Freundschaft!

Oder als ich 25 war, und er beim jordanischen Botschafter in Bad Godesberg quasi »um meine Hand anhalten« musste. Derweil saß ich in Aqaba am Roten Meer im Gefängnis, weil ich, gemeinsam mit zwei Freunden, mit einem »entliehenen« Boot nach Ägypten rudern wollte. Und dabei waren wir er-

wischt worden. Wir hatten die Aufmerksamkeit der Küstenwache unterschätzt. Pech, aber eine wichtige Lebenserfahrung. Gefängnis ist vergeudete Lebenszeit, wie vorzeitiger Tod.

»Dieben wird die Hand abgehackt«, wussten die sharia-kundigen Kollegen meines Vaters, und der – seines Zeichens *Stellvertretender Oberversbandsreferent des Westfälisch-Lippischen Sparkassen- und Giroverbandes zu Münster* – nahm sich erstmals in seinem langen Berufsleben als loyaler Banker – damals waren leitende Banker noch ehrenwert – einen ganzen unbezahlten Urlaubstag, um meine Hand zu retten. Denn die brauchte ich. Ich wollte mich in absehbarer Zeit mit einer Bäckerei und Konditorei selbstständig machen. Und mit einer Hand, klar, schafft man nur die Hälfte. Und man kriegt seine Hemdenknöpfe nicht mehr zu. Meine Hand und ich hatten Glück. König Hussein hatte dieses Gesetz vor Kurzem geändert. Wahrscheinlich hatte er gehaut, dass ich komme. Die Hand blieb dran. Ehre dem König!

Inzwischen habe ich meinen alten Herrn an Lebenszeit längst übertroffen. Er starb mit 68. Ich gehe auf die 80 zu, habe mehr Pläne als Restlebenszeit – und gar keine Zeit, den Löffel beiseitezulegen. Aber damals, zu diesen Anfangszeiten meines Lebens, hätte ich das nicht einmal selbst geglaubt. In jener Nacht der Verhaftung kamen gleich mehrere Motorboote auf uns zugerast. Die Schützen an den Maschinengewehren waren merklich aufgeregt. Sie schrien wild durcheinander, gaben uns irgendwelche Befehle, die wir nicht verstanden, die aber nur eines bedeuten konnten: »Hände hoch!« Und das hatten wir bereits instinktiv gemacht, noch bevor sie in Sichtnähe waren. Es war unsere einzige Chance in diesem Moment. Dazu muss man weder Arabisch noch Hebräisch verstehen. Uns war klar, dass sie natürlich nicht wissen konnten, wen sie vor sich hatten. Wir hätten ja auch schwer bewaffnet sein können. Wie sich später herausstellte, hatten sie uns für israelische Spione

gehalten, und mit solchen Leuten war nicht zu spaßen. Bei dem heftigen Wellengang, dem die konkurrierenden Boote sich gegenseitig aussetzten, stolperten die Soldaten mehrfach über die Patronengurte ihrer Maschinengewehre. Da hätte ein einziger Millimeter mehr Krümmung des Zeigefingers am Abzug genügt, um uns ins Jenseits zu blasen.

Und so wie dort, ging es mir nach jeder weiteren bewaffneten Auseinandersetzung. »Das wird mir nicht noch einmal passieren«, gaukelte ich mir dann vor, sobald sich die Aufregung gelegt hatte. Damit lag ich nicht einmal so falsch. Denn natürlich passierte nie etwas zwei Mal in derselben Weise. Es passierte anders, manchmal nur um Nuancen anders, und schon wieder war ich etwas schlauer. Wie der Wolf, der sich aus der Falle befreit hat.

Ich liebte solche Aufregungen. Denn immer schon wollte ich vor allem ein spannendes und abwechslungsreiches Dasein. Ich wollte Geschichten erleben, die anderen Menschen nie im Leben widerfahren würden. Das Risiko eines zu frühen Abschieds aus dieser Welt nahm ich dafür bewusst in Kauf. Nach jedem Überfall, selbst nach der Ermordung meines Freundes Michael Teichmann 1975 am Blauen Nil, stand eine Änderung dieser Prinzipien, etwa ein Verzicht auf die Reisen, nie zur Debatte. Ganz oder gar nicht. Alles oder nichts.

Ein jahraus, jahrein genormtes, sich täglich wiederholendes Leben war für mich nie vorstellbar. Schlimm genug, dass meine Selbstständigkeit als Bäcker und Konditor in Hamburg mit fünfzig Mitarbeitern mir gewisse Normen aufzwang. Festgelegte Ladenöffnungszeiten, Zufriedenstellung der Kunden, Innungsversammlung, Bilanzen, Tilgung der Kredite – Verpflichtungen ohne Ende. Aber diese Bürde trug ich gern. Ich empfand sie nicht einmal als Last. Sie war Teil meiner Lebensgestaltung, meines Wesens. Sie forderte mich heraus, zeigte mir, dass ich den gesellschaftlichen Anforderungen gewachsen war.

Diese bürgerliche Last wurde durch mein Hobby Abenteuerreisen reichlich ausgeglichen. Vor allem mit steigender Intensität, als ich merkte, dass diese Sehnsucht mithilfe der unerschöpflich vielseitigen Disziplin Survival ausbaufähig war. Ich weiß noch wie heute, was ich dachte, als ich von dieser Disziplin in den USA zum ersten Mal hörte. »Genau das habe ich unbewusst immer vermisst und gesucht, um mich unabhängig von Zivilisation und Überausrüstung zu machen.« Unabhängig sein wie jedes frei lebende Tier. Ich habe mich trainiert, monatelang im Abseits der Welt bestehen zu können. Zwischen kalkulierbaren Naturgewalten und unberechenbaren Menschengestalten. Zwischen dem Auf und Ab körperlicher Verfassungen, zwischen Witz und Schock, Steinzeit und Gegenwart, Freiheit und Gefangenschaft, Leben und Tod. Dank Survival konnte ich meiner Seele und dem Verstand neue Dimensionen erschließen, mich mit Vielseitigkeit resistent machen gegen Null-Bock-Mentalität und Arbeitslosigkeit, konnte Selbstvertrauen und Zivilcourage mehren. Und ich lernte, diese Stärken einzusetzen. Ob daheim oder in der Öffentlichkeit. Dort, wo Naturschutz und Menschenrechte mit Füßen getreten wurden, wo Geschundene Hilfe brauchten. Abenteuer mit Sinn – mein Markenzeichen.

Ich wollte Aufregungen erleben, die mir nicht schon in Büchern vorgelebt worden waren. Ich wollte mir beweisen, dass ich mich autark in der Natur behaupten konnte, mit einem Minimum an Ausrüstung und Grundbedürfnissen, ein Wanderleben, reduziert auf animalische Anspruchslosigkeit. Das wenige dann aber kompensiert mit einem Maximum an neu erworbenen Urfähigkeiten. Ein Neandertaler der Gegenwart.

Infolge dieses Lebenskonzepts bewegte ich mich immer in zwei konträren Welten. Es waren die Gegensätze von Zivilisation und Natur, von der modernen Hygiene der Backstube und dem archaischen Schmutz des Elementar-Survival, von

überschäumendem Glück und Todesängsten, dabei immer rastlos getrieben von Fernweh und Heimweh, von Neugier auf die Welt und Spaß am Risiko – seit ich 17 und mit dem Fahrrad in Marrakesch war, um die Kunst der Schlangenbeschwörung zu lernen.

Jede Reise stärkte mein Selbstvertrauen. Erfahrungen sammelten sich nicht schlagartig, sondern langsam an. Nicht selten war erlittener Schaden mein bester Lehrmeister. Ich lernte, wie weit ich mich auf mich selbst verlassen konnte, wie sehr ich meinen Instinkten vertrauen durfte und wann ich pokern und meine Verbündeten *Glück* und *Schutzengel* bemühen musste, ohne sie überzustrapazieren. Dieses Konglomerat aus Abwägbarem und Riskantem gab meinem Leben die entscheidende Würze. Wie das Salz meinen Brotteigen.

Niemals haben mich Reisen gereizt, bei denen alles abgesichert war, bei denen mir jedes Planen abgenommen wurde, bei denen Zeitrahmen, Kostenfaktor, obligatorische drei Mahlzeiten pro Tag, Kulturprogramm und jedes Hotel garantiert waren und darüber hinaus noch alles versichert war. Einschließlich Wetterumschwung.

Dieser Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang, im Verbund mit Abenteuerlust, muss mir angeboren sein. Meine Familie hatte nichts davon in ihren Genen. Schon als Fünfjähriger war es mir ein Gräuel, mit sauber geputzten Schuhen und gebändigt an der Hand meiner Eltern den obligatorischen Sonntagsspaziergang auf asphaltierten Wegen gehen zu müssen. Lieber büxte ich mit treuer Regelmäßigkeit von zu Hause in Bielefeld (Am Schildhof 31) aus, um quer durch den Teutoburger Wald zum zwei Kilometer entfernten Tierpark Olderdissen zu flitzen und meinem Freund ein Leberwurstbrot zu bringen. Mein Freund war der einsame Wolf, der den ganzen Tag verzweifelt und monoton am Drahtverhau seines kleinen Geheges hin- und hertrabte wie das Pendel der Standuhr mei-

ner Oma. Ihn verehrte ich inniglich, seit ich Rotkäppchen studiert und mein Vater mir klargemacht hatte, dass Wölfe nicht grundsätzlich Menschenfresser sind und dieses Märchen erfunden und nicht etwa Tatsache sei.

Demnach stand ich wohl schon immer aufseiten der Diskriminierten, der Schwachen – angeborenes Helfersyndrom, aber von den Eltern forciert, wenn sie mir die Leberwurst etwas dicker aufgetragen hatten. Ich hatte ihnen vorgeschwärmt, wie lecker die Leberwurst sei. Hilfsbereitschaft sollte mein weiteres Leben dominieren. Nie verspürte ich den Ehrgeiz, etwas dagegen zu unternehmen. Jeder hat eben seine Schwächen und Stärken. Niemand ist stärker als seine Gene.

Meiner Familie war mein Reisedrang lange fremd und bot permanenten Anlass zur Aufregung. Ob mittags oder abends – die meistgestellte Frage meiner Mutter lautete: »Wo ist Rüdiger denn schon wieder?«

»Der ist bestimmt bei seinen Kaninchen am Stall«, vermutete meine jüngere Schwester Ingeborg und hoffte, meinen Pudding abstauben zu können, falls ich dem Essen fernblieb. Wer zu spät kam, verlor den Anspruch auf Dr. August Oetkers Vanillekreation.

Wenn meine Mutter dann aus dem Fenster in Richtung Stall schaute und mich nicht entdeckte, geriet sie schon wieder in Panik. »Der Bengel wird es nie lernen.«

So viele Sorgen. Dabei war ich doch ihr Wunschkind (Originalton Mutter).

Sie hätte nur genauer hinschauen müssen. Denn natürlich war ich bei meinen Kaninchen. Ihr Rufen hatte ich nur nicht gehört. Es war mir wohl an den Ohren vorbeigegangen. Ich lag nämlich *im* Stall und kuschelte mit meinem Lieblingslangohr.

Trotz all des Kammers, den sie wegen mir hatten, wuchs das Verständnis meiner Eltern. Sie hatten nicht den Ehrgeiz, dass ich ein Klon ihrer selbst werden müsste. Ich durfte Individuum

bleiben. Dafür bin ich ihnen ewig dankbar. Antehum und posthum.

Um meiner Mutter Dauerstress zu lindern, bin ich mit 15 ausgezogen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, bei meinem Lehrmeister Theo Pohlmeier in der Ludgeristraße zu Münster zu wohnen. Das Zimmer war klein, um nicht zu sagen klitzeklein, und ich teilte es mit drei Kollegen, was den Raum noch dreimal kleiner machte – ein Gefühl wie in dem engen Kaninchenstall. Nur, dass es besser roch.

In dieser hautnahen Lebensgemeinschaft fühlte ich mich geborgen und entging vor allem der größten aller Gefahren, die auf einen Bäcker lauern. Nicht etwa, in einem Ofen zu verglühen. Das könnte man noch tolerieren. Es ging vielmehr um den unverzeihlichen Straftatbestand, morgens zu verschlafen. Denn nun waren meine Nächte um halb vier zu Ende und meine Tage 18 Stunden lang. Noch heute bin ich notorischer Frühaufsteher und Langzeitarbeiter.

Wenn ich wieder einmal abgemagert, aber lebend von einer Reise heimkehrte und meine Eltern besuchte und Mutters Teller und Töpfe so blitzblank ausschleckte, dass sich das Abwaschen erübrigte, ahnte sie nicht, dass ich nicht nur den Gewichtsverlust ausgleichen wollte, sondern mir bereits neue Pläne durch den Kopf schwirrten für die nächste Reise. Zum Denken braucht man Nahrung, vor allem Zucker.

Nachbar- und Kollegenreaktionen wie »Hast du noch nicht genug?«, »Willst du etwa weitermachen?«, »Du solltest dich unbedingt versichern«, »Würde ich ja auch machen, aber aus Verantwortung für Frau/Kind/Chef bleibe ich hier« waren mir Komplimente und Ansporn zugleich, genau in *meinem* Stil weiterzuleben. Schließlich wollte ich *mein* Leben leben und nicht das der anderen, ein mir aufgezwungenes. Denn eins wollte ich keinesfalls, nämlich ein solch wohlgeordnetes, vorhersehbares, unaufregendes Leben führen wie sie, die das

Abenteuer lieber vor der Glotze und im Kino konsumierten. Ich wollte nicht, wie meine Nachbarin Marlies M., schon im Februar eine Einladung zur Feier am 12. November absagen, weil sie dann die Gardinen abnehmen und waschen musste. Immerhin tat es ihr leid. »Aber weißt du, das habe ich in meinem Kalender schon seit so Langem vorgemerkt.«

Hilfe! Neun Monate im Voraus! So lange plane ich manche meiner Reisen nicht. In dieser Zeitspanne kriegen andere Leute Kinder.

Auf jeden Fall hat Marlies' Einwand mich davon überzeugt, in meinen vier Wänden auf Gardinen zu verzichten. Zeitersparnis. Lustgewinn.

Ich wollte ein pralles Leben, das Abenteuer *selbst* meistern und meine unbändige Neugier auf die Welt stillen, über meinen Schatten hinwegspringen. Deshalb lautete eines meiner ersten Lebensprinzipien: »Lieber kurz und knackig leben als lang und langweilig.« Und mit jedem Tag machte ich mir klar, dass das Restleben wieder um 24 Stunden kürzer geworden war. Fazit Devise Nummer zwei: »Heute beginnt der Rest des Lebens. Let's fetz!«

Nun lebe ich bereits lange und knackig. Das erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Und all meine Erkenntnisse und Erinnerungen möchte ich nun mit meinen Lesern teilen und auch bei ihnen lodernde Begeisterung entfachen, damit sie ihr Leben verdoppeln und verdreifachen.